

# Telephongespräch mit dem Heiligen

Autor(en): **Scarpi, N.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **80 (1954)**

Heft 51

PDF erstellt am: **09.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-494177>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Telephongespräch mit dem Heiligen



von N. O. Scarpi



Die Tage vor Samichlaus waren bis an den Rand mit Danis Erziehung gefüllt. Der Sack mit den Gaben und vor allem die Rute sind Requisiten, wie man sie nicht alle Tage bei der Hand hat. Sehr wirksam war auch die Mitteilung, daß der Heilige den ganzen Tag im Himmel am Radio sitze und gewiß gerade im richtigen Augenblick die richtige Straße eingestellt habe.

Der Radioapparat ist dem kleinen Dani vertraut, wenn wir auch, was den Geschmack angeht, häufige Diskussionen haben. Er liebt alles, was mit Geräusch verbunden ist, während ich die «Tage der Rosen» nicht öfter als fünfmal im Jahr zu genießen wünsche und die Freude an Militärmärschen mir durch trübe Assoziationen beeinträchtigt wird. Noch wirksamer als das Radio erweist sich das Telephon, denn dem kleinen Dani ist ein Apparat, in den man auch hineinreden kann, weit sympathischer als einer, der einen nicht zu Wort kommen läßt. Madame Scarpi fand, ein Himmel, der mit Radioapparaten ausgestattet ist, müsse auch einen telephonischen Anschluß haben, um von einem modernen Kind vollgenommen zu werden. Wenn der kleine Dani seinen Rock nicht allein zuknöpfen wollte oder allzulang die «Idiotensprache» sprach, dann wurde ein wenig an der Scheibe gedreht, die Verbindung mit St. Nikolaus hergestellt und ihm das Leid der Erzieher geklagt. Die Idiotensprache ist nämlich ein Idiom, das Dani erfunden hat und das frappant an die Ausdrucksweise Donald Ducks erinnert. Teils besteht es einfach darin, die vorhandenen Wörter derart auszusprechen, daß höchstens Donald Duck sie enträtseln könnte, teils aber enthält sie auch Neuschöpfungen, wie sie Kindern, vom ewig Gestrigen der Sprache weniger gehemmt, leichter gelingen als erwachsenen Schriftstellern. Ein solches Wort in

Danis Idiotensprache hieß «Tébujouté», französisch auszusprechen und bei jedem Anlaß verwendbar, Schlachtruf ebensogut wie Ausdruck der Verachtung, am häufigsten aber, wenn es galt, und das galt es häufig, unangenehmen Diskussionen aus dem Weg zu gehen. Was sollte man auch darauf antworten?

Dem unabgestumpften Beobachtungsvermögen des Vierjährigen aber entging es nicht, daß die Scheibe nicht bis ans Ende gedreht wurde, oder doch nicht oft genug. Er murrte mißtrauisch: «Welche Nummer hat St. Nicolas?» fragte er endlich, und es blieb nichts übrig, als ihm eine Nummer zu nennen. Der Erfolg war, daß er irgend etwas Sträfliches beging, nur um selber die Nummer einzustellen. Madame Scarpi brachte daraufhin, wie gewohnt, ihre Klage bei St. Nikolaus vor. Dani habe mit Streichhölzern gespielt, «Le corbeau et le renard» nur in der Idiotensprache aufsagen wollen und was dergleichen Sünden mehr sind.

Da aber begab sich etwas Schreckliches. Es war ungefähr, als ob Don Juan den Comthur telephonisch zum Abendessen geladen und der Comthur ihm telephonisch «ja» gesagt hätte. Vom andern Ende des Drahtes, jenem Ende, das geradewegs an den Schreibtisch des Heiligen führen sollte, dröhnte eine erboste Stimme:

«Ja, was isch denn au das für Züg?»

Madame Scarpi ließ erschreckt den Hörer in die Gabel fallen. Dani aber, der vom Schwyzertütsch bis zu diesem Tage nur die peinliche Frage kannte: «Wotsch Tätsch?» war entzückt und überzeugt. Ungefähr so hatte er sich die Stimme des Heiligen vorgestellt, jetzt war alles Mißtrauen behoben, und der Tag verlief in erstaunlicher Bravheit. Und einige Tage später wurde das Fest mit reichlich gefülltem Sack und nicht sehr abschreckend wirkender, nur sym-

bolisch erhobener Rute erledigt. Dani hatte den Heiligen an der Türe empfangen und ganz furchtlos mit «Bonjour! Comment ça va?» begrüßt, was dem Heiligen auch selten auf seinem Erdewallen begegnen wird, und das Erziehungswerk wurde wesentlich erleichtert, denn der kleine Dani war mit seiner Kinderpost und seinem Plastilin so beschäftigt, daß ihm keine Zeit zum Schlimmsein blieb.

★

Die Telephongeschichte hatte allerdings auch literarische Folgen. Daß sie literarische Früchte trug, wollen wir lieber nicht behaupten.

Mein Freund Paphnutius besuchte uns bald darauf und mußte, wie alle unsere Bekannten, die Erzählung aller neuen Streiche Danis über sich ergehen lassen. Diesmal auch die Geschichte vom Telephongespräch mit dem Heiligen.

«Dieses Kind ist eine Goldgrube», sagte er neidisch. «Du brauchst nur mit Bleistift und Papier hinter ihm herzuläufeln, und er beschert dir Kindermünder und Feuilletons wie ein Tischlein, deck dich! Und diesmal gar einen Novellenstoff, wie man ihn nicht schöner wünschen kann.»

«Wieso einen Novellenstoff?»

«Daß du das nicht selbst sofort erkannt hast, beweist...»

Was er weiter sagte, möchte ich verschweigen. Man sagt sich selbst oft genug, daß man talentlos ist oder sollte das wenigstens tun; von seinen Freunden aber erwartet man, daß sie es erst sagen, wenn man nicht dabei ist.

«Das ist doch die gegebene Weihnachtsgeschichte! Man wird sie dir mit Gold aufwiegen.»

Gegen das Gold, mit dem man mir meine Geschichten aufwiegt, bin ich aus Erfahrung skeptisch, und außerdem sah ich noch immer nichts.

«Nicht? Also paß einmal auf: Deine Frau ist eine reizende Witwe...?»

«Was ist meine Frau?»

«In der Weihnachtsgeschichte natürlich! Eine reizende junge Witwe...»

Ich kann nicht sagen, daß der Beginn mich anheimelte, aber Paphnutius setzte sich – ein kühnes Bild! – über mein bedenkliches Gesicht hinweg.

«... sie ist kinderlos und einsam und sehnt sich nach etwas Glück. Emigrantenkinder kommen ins Land, man sucht Pflegeeltern, und sie meldet sich. Man weist ihr den kleinen Dani zu, der vollkommen allein in der Welt steht...»

«Das geht nicht.»

«Warum geht das nicht?»

«Dani hat noch seine Eltern, und sie leben sogar unter recht günstigen Bedingungen.»

«Das ist literarisch bedeutungslos. Dani muß ein Waisenkind sein, sonst ist die Geschichte nicht rührend.»

«Du schreitest bereits, mich inbegriffen, über drei Leichen in deine rührende Geschichte.»

«Unterbrich mich nicht solcher Lappalien wegen! Also, deine Frau ist glücklich, aber der kleine Dani, der sie als Mutter adoptiert hat, merkt doch, daß es Stunden gibt, in denen sie seufzt. Und nun kommt das Spiel mit dem Telephon und dem Samichlaus, deine Frau hat dem Kind eine Nummer genannt, und als sie Dani einmal allein läßt, geht er ans Telephon, stellt die Nummer ein und sagt: «Mon cher St. Nicolas, ma petite maman ist immer so traurig; wie wäre es, wenn du uns in deinem Sack un cher petit papa mitbrächtest?» Ist das nicht süß?»

«Ja, wahrhaftig, süßer wäre es kaum noch zu ertragen.»

«Und jetzt geschieht das Wunder. Am andern Ende des Drahtes sitzt ein Mann, ein einsamer Mann, sagen wir einmal, ein Bankbeamter. Und da die Leser sich so einen Mann recht plastisch vorstellen wollen, machen wir ihn zum Prokuristen. Zum Prokuristen der Schweizerischen Kreditanstalt vielleicht. Oder ist dir eine andere Bank lieber?»

Da ich gegen alle Banken das gleiche Vorurteil dessen habe, dem sie weder Konto noch Kredit eröffnen, war diese Frage mir gleichgültig.

«Nun, der einsame Prokurist hört die Kinderstimme und taut auf. Die ganze Leere seines Lebens zwischen Kontokorrenten und Devisenkursen wird ihm bewußt, er, ein trockener, selbstsüchtiger Mensch, antwortet dem Kind. Er sei zwar nicht der Heilige selbst, sagt er, sondern nur dessen Prokurist – ganz aus seiner Haut kann er doch nicht gleich beim ersten Anruf des Schicksals – und Dani möge ihm die Adresse geben, und

dann wolle er St. Nicolas berichten, vielleicht ließe sich Danis Wunsch erfüllen. Wie es nun weiter geht, kann ich dir wohl überlassen. Das Ende spielt jedenfalls unter dem Weihnachtsbaum, der Prokurist sieht deiner Frau mit stummer Frage seelenvoll in die Augen, deine Frau streichelt mit stummer Antwort Danis Kopf, und in den Locken des Kindes findet sich die Hand deiner Frau mit der Hand des Prokuristen der Schweizerischen Kreditanstalt. Ist das eine Weihnachtsgeschichte oder nicht?»

Ich war nicht ganz überzeugt.

«Könntest du mich nicht am Leben lassen?»

«Unmöglich! Stell dir doch die Situation am Weihnachtstisch vor, wenn sich die Hand deiner Frau mit der des Prokuristen trifft und du sitzt daneben und merkst nichts. Das ist keine Weihnachtsgeschichte für ein anständiges Blatt, das ist Courteline oder gar Maupassant.»

«Und wie wäre es, wenn ich anrufen würde, und am andern Ende des Drahtes säße eine einsame Frau? Meinetwegen auch eine Bankbeamtin, wenn denn alle Drähte des Lebens in die Bank münden müssen!»

«Das könnte dir so passen», mischte sich Madame Scarpi ins Gespräch, die dem kleinen Dani bei der Verrichtung seiner Bürgerpflichten geholfen hatte. Er nennt den dazu bestimmten Ort «*about du corridor*», und dezenter läßt sich das wohl nicht ausdrücken. Madame Scarpi aber hatte sich einerseits schon recht gut in die Rolle der reizenden jungen Witwe eingelebt, wollte andererseits – so sind die Frauen! – von der einsamen Bankbeamtin nichts hören. «Nein, die Geschichte ist wunderschön, so wie Paphnutius sie erzählt hatte, sie ist rührend, sie ist moralisch. Aber, natürlich, so etwas zu schreiben, bist du ja gar nicht imstande; ohne Ehebruch darf es nicht gehen! Dabei weißt du sehr gut, daß Ehebruch sich schlecht verkauft, während Weihnachtsgeschichten glänzend bezahlt werden.»

Gegen solche Argumente gibt es keinen Widerspruch. Madame Scarpi beschloß, das Weihnachtsgeschichtenhonorar zu escomptieren – man sieht, daß der Prokurist schon seinen Schatten auf die Sprache wirft – und ging, von Paphnutius begleitet, einen Wintermantel kaufen, den sie längst gebraucht hatte. Dani, unterdessen vom «*about du corridor*» zurückgekehrt, formte phantastische Früchte aus Plastilin, ich aber wurde an den Schreibtisch gesetzt, und statt ein Enkel Courtelines oder gar Maupassants zu werden, mußte ich mich damit begnügen, daß die Courts-Mahler mein Werk segnete.

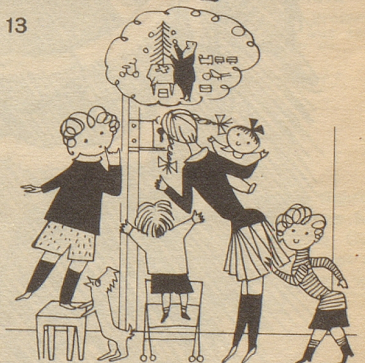


Eisblume

### Immer wieder: Basel-Zürich

Von den kürzlich an dieser Stelle erschienenen Glossen über «Zürich als Großstadt» waren natürlich diejenigen einiger prominenter Basler die stichhaltigsten. – Als Zürcher mußte ich letzthin (der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe) dem großen Dorf am Rheinknie einen Besuch abstatten. Seither wundere ich mich viel weniger über die Ausfälligkeit der Basler gegenüber Zürich, haben sie doch schon die Zürcherstraße zu einer Ausfallstraße gemacht. bi

13



Gschenkli schenken...

ist immer etwas Herzerfreuendes. Gschenkli finden ist schon schwieriger. Vergessen Sie nicht die **Fondue**-Utensilien: Caquelon, Spirituskocher, Teller, Gabeln usw. - Denn: **Fondue** ischguet und macht gueti Luune.

Das Rezept, wie es am einfachsten gemacht wird, bekommen Sie in jedem Käse-Spezialgeschäft.



SK